

Zeitschrift: Berner Taschenbuch
Herausgeber: Freunde vaterländischer Geschichte
Band: 7 (1858)

Artikel: Gottlieb Gruner : ein Lebensbild
Autor: Wyss, Carl
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-119891>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Gottlieb Gruner *).

Ein Lebensbild

von

Carl Wyß,

Professor der Theologie in Bern.

Es gibt Männer, die in einer einfach hingeworfenen Lebensskizze fast besser gezeichnet werden können, als in einer vollständigen Biographie, — zumal wenn es sich nur darum handelt, ihnen ein ganz bescheidenes Monument zu setzen, damit sie nicht ganz der Vergessenheit anheim fallen. Zu diesen Männern gehörte namentlich Herr Gottlieb Sigmund Gruner, bei Leben Helfer am Münster in Bern,

*) Gruners eigenthümliche Persönlichkeit, sein edles, gemeinnütziges Wirken und seine freundschaftlichen Verhältnisse mit hervorragenden Eidgenossen veranlassen den Herausgeber zu dem Wunsche, daß Alle, welche darüber noch weitere Auskunft geben können, als solche in dem so anziehenden, interessanten Lebensgemälde des Hrn. Professors Wyß geboten wird, dieselbe bereitwilligst ertheilen mögen. Namentlich Besitzer von Briefen von ihm oder Personen, die längere Zeit in nahem Verkehr und Umgang mit ihm standen, sind freundlichst ersucht, zur weiteren Charakteristik dieses Mannes und der Zustände seiner Zeit, die noch, um treu aufgefaßt werden zu können, so mancher Aufhellung bedarf, das Ihrige beizutragen. Die über Gruner erschienenen kleineren Nekrologe sind angeführt in meinen biographischen Quellen hervorragender Berner u. s. w. im Berner Taschenbuch 1853 S. 228.

Der Herausgeber.

nachher Pfarrer in Herzogenbuchsee und zuletzt in Zimmerwald. Er war der Enkel des durch seine historischen Arbeiten bekannten Dekans Joh. Rudolf Gruner zu Burgdorf, dessen Schriftensammlung auf der Stadtbibliothek in Bern aufbewahrt wird *). Sein Vater, gleichen Namens mit ihm, war ein Jurist, Fürsprecher vor den Zweihundert **); seine Mutter war eine geborne Schnell, von Burgdorf, wo er auch geboren wurde, den 13. März, und von seinem Großvater selbst getauft, den 21. März 1756. Als er acht Jahre alt war, wurde sein Vater zum Landschreiber nach Landshut erwählt, und so brachte er von da an seine Knabenjahre meist auf dem Lande zu, wo theilweise ein Hauslehrer ihm Unterricht gab, während er auch mehrere Winter hindurch die Schulen in Bern besuchte. Dieses Landleben und seine Freiheiten, die Aufmerksamkeit, welche damals ganz in der Nähe, in Kirchberg, Tschiffeli's Neuerungen im Ackerbau, namentlich die Einführung des Kleebaues, erregten, und seines eigenen Vaters verdienstvolle, fast erste Bemühungen um die naturwissenschaftliche Erforschung der Heimath ***) trugen wohl am meisten dazu bei, in ihm die Neigungen zu wecken, welche ihm dann sein Leben lang blieben, namentlich die Neigung zu einer gewissen Freiheit in seinem ganzen Wesen, sowie die zu naturhistorischen und landwirthschaftlichen Beschäftigungen. Was ihn zum Studium der Theologie bestimmte, ob des Großvaters Beispiel, ob des Vaters beschränkte Vermögensumstände, oder was sonst, das wissen wir nicht. Es schien nie ein besonderes, weder theologisches, noch kirchliches Interesse in ihm vorzuherrschen, obschon er in religiösem Ernst, in seinem Amte kaum Einen hinter sich zurückließ. Seine Studienzeit fiel in die siebenziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, und das war nicht eine Zeit, in der das Kirchliche die Oberhand hatte, sondern die philosophische oder

*) Siehe über denselben Berner Taschenbuch Jahrgang 1853. S. 227—28.

**) Ebendasselbst S. 228.

***). Sein Vater ist der Verfasser von: Gruner, Beschreibung des Schweizerlandes, 1760, und der Naturgeschichte Helvetiens in der alten Welt, 1773. D. H.

unphilosophische Verstandesaufklärung ihm dieselbe streitig machte, und vielmehr die realistischen und philanthropischen Bestrebungen zur Geltung kamen. In diese ging er ganz ein, und sie waren wohl das dominirende Prinzip seines Lebens, doch in der reinsten und edelsten Weise. Einen Theil dieser Studienzeit brachte er, nach damaliger Sitte, als Hauslehrer in einer Bernerfamilie im Waadtlande zu, wo er in seinen Mußestunden besonders mit Naturhistorischem, namentlich mit Botanik sich beschäftigte. Den 5. Juli 1779 wurde er als geprüfter Candidat in das Bernische Ministerium aufgenommen. Seine Eltern hatte er wahrscheinlich schon damals verloren*); seine Geschwister, lauter Schwestern, von denen eine sich nach Deutschland verheirathet hatte, überlebte er alle; und auch er selbst zeigte so viel Anlage zu Brustleiden, daß dieß nicht ohne Einfluß auf sein Leben blieb. Es nöthigte ihn zu einer sehr strengen Diät, in der er sich auch des isländischen Moores als einer fast täglichen Speise, in verschiedenen Formen, bediente und sogar später mit dem Gedanken umging, es zu einem eben so gesunden, wie wohlfeilen Nahrungsmittel für das Volk zu machen. Wo er auf seinen vielen, namentlich botanischen Wanderungen dieses Moos antraf, ermunterte er die Leute zum Sammeln desselben, und so auch einen Entlebucher, dem er anbot, es ihm abzukaufen, wenn er ihm davon bringen wolle. Da geschah es, daß auf dieses Versprechen hin einmal ein großer Wagen voll davon bei Gruner vor dem Haus anlangte und er es bezahlen mußte, obschon er nun Jahre lang damit zu thun hatte, es irgendwo anzubringen, und mehr als die Hälfte davon zu Grunde ging. Seine früher so schwächliche Gesundheit mag vielleicht auch etwas dazu beigetragen haben, daß er sein Leben lang unverheirathet blieb; doch war es nicht die einzige Ursache davon, denn er war schon als Vicar mit der durch Geist und Gemüth ausgezeichneten Tochter eines Landmannes verlobt, die er noch als Braut durch den Tod zu verlieren das Unglück hatte. Seinen jüngern Freunden und Amtsgenossen empfahl er immer sehr, seinem Beispiel

*) Der Vater starb 1778.

als Junggefell nicht zu folgen. Mit den Jahren stärkte sich dann auch seine Gesundheit so sehr, daß er ein unermüdlicher Fußgänger wurde, keine Strapazen fürchtete und zu einem hohen Alter gelangte.

Im Candidatenstande blieb er volle 15 Jahre, die er bald im Vicariatsdienste, bald frei von demselben zubrachte. Er erzählte selbst, wie es damals damit zugegangen sei, nämlich so, daß man bei der großen Zahl von Candidaten, sie nur auf je sechs oder zwölf Wochen auf ein Vicariat zu senden pflegte, nach deren Verfluß Jeder einem Andern Platz machen mußte und seine Wohnung auf dem Kloster beziehen konnte, bis die Reihe wieder an ihn kam. Wie viel Vicariate unser Gruner in dieser Zeit bekleidet haben mag, ist uns nicht bekannt; hingegen erinnern wir uns sehr wohl, von ihm gehört zu haben, daß er während derselben öfter von einem Ende des Kantons bis zum andern und weiter hinaus, bis Zürich, gereist sei, immer zu Fuß und daß er auf mehr als 50 Kanzeln gepredigt habe; nicht, als wenn er sich dessen gerühmt hätte, sondern weil es ein besonderes Interesse für ihn hatte, überall herumzukommen und alle Theile des Landes kennen zu lernen; wie es denn auch einer seiner ihm eigenthümlichen Gedanken war, das Land, je nach der Zucht der Hausthiere und deren Einfluß auf Charakter und Benehmen der Leute, in vier Theile zu theilen, den Rühstrich, den Stierenstrich, den Pferdestrich und den Schweinestrich.

Endlich doch, wie es scheint, dieses Wanderlebens müde, übernahm er im Herbst 1794, bereits nahe an 40 Jahre alt, die Stelle eines Glashelfers zu Herzogenbuchsee, doch nur wie eine Art von Vorposten, indem er dann bereits im Hornung des folgenden Jahres 1795 zum dritten Helfer am Münster in Bern erwählt wurde; und jedenfalls war es nun hier, wo er seine größte und mannigfaltigste Thätigkeit entwickelte, wo seine Hingebung für alles Edle und Gute am meisten Anerkennung fand. Wer sich nur ein wenig jene Zeit zu vergegenwärtigen weiß, jene Zeit, wo in Frankreich die Schreckensherrschaft kaum überwunden und das Dasein eines höchsten Wesens wieder anerkannt

war, die Revolution dann auch in die alte Schweiz ein-
 drang und sie umstürzte, und ringsum alle Länder und
 alle Geister in der gewaltsamsten Bewegung waren, — der
 wird sich nicht wundern, wenn damals ein neuer Prediger
 in ganz andern Dingen das Wohl seiner Gemeinde, ja
 des ganzen Volkes suchte, und wenn man auch bei ihm
 wieder ganz andere Dinge suchte, als es — Gott sei Dank
 — jetzt der Fall ist. So viel wir wissen, weit von allen
 revolutionären Gedanken oder auch nur Sympathien ent-
 fernt, ein treuer Berner und von keinerlei Aufklärungs-
 träumen ergriffen, trug er doch ganz das Gepräge jener
 Zeit: Moral, Patriotismus, Gemeinnützigkeit waren sein
 Leben und Streben, bei dem er nicht weiter nach den Grund-
 lagen fragte, auf welchen sie ruhen, oder nach den Wur-
 zeln, aus welchen sie hervordachsen sollen. Dabei liebte er
 das Aufräumen mit allem alten Schlendrian, mit Allem,
 was er nur für leeres Vorurtheil oder faule Gewohnheit
 hielt; und dieß namentlich mag ihn, bei seinem ohnehin
 etwas barschen Wesen, mit manchen Personen in Conflict
 gebracht haben, denen er zu rücksichtslos vorkam. Von
 seinen Predigten wissen wir äußerst wenig; nur, daß er
 sich für dieselben meistens bloß einen kurzen Entwurf nie-
 derscrieb. Sie hatten kaum etwas sehr Ansprechendes,
 weder in ihrem Inhalte für das Gemüth, noch in Sprache
 und Vortrag. Gedankenreich und voll Lebenserfahrung
 waren sie gewiß, bewegten sich aber mehr im Gebiete der
 verständigen Reflexion, als einer tiefern christlichen Auf-
 fassung; der Vortrag war einfach und ernst, hatte aber
 eher etwas Rauhes, als Bewegendes und Ergreifendes.
 Aehnlich war der Religionsunterricht, den er von 1805 an
 bei der neu errichteten Bernischen Akademie und Schule den
 Gymnasianern zu geben hatte: er war sehr wohl durch-
 dacht, durchweg biblisch, aber mehr in populär-philosophi-
 scher Auffassung, und etwas trocken. Aller Menschengesäl-
 ligkeit eher feind, als nur weit von ihr entfernt, wäre es
 ihm unmöglich gewesen, weder seinem Wesen noch seiner
 Rede ein Gewand anzulegen, durch welche das eine oder
 die andere eine freundlichere Gestalt angenommen hätte.

Er gab sich ganz, wie er war; ja eher weit weniger gefällig, als er es war, denn in seinem Innern gingen Freundlichkeit und Wohlwollen allem Andern vor. Wie sehr er es verschmähte, bisweilen selbst in religiösen Vorträgen auch nur den Ton zu suchen, den das Erbauliche fordert, zeigt das von ihm selbst erzählte Beispiel, daß in Standreden bei Feuersbrünsten, während Andere auf das Unerforschliche göttlicher Fügungen hinwiesen und zu liebevoller Hülfe aufriefen, er hingegen hauptsächlich vor Tabakrauchen warnte und die Unvorsichtigkeit mit Licht in die Scheunen zu gehen strafte; oder in Hochzeitreden richtigere Grundsätze der physischen Kindererziehung anbrachte; oder, wie Schreiber dieses Zeuge davon war, er einen Schullehrer bewog, sich bei der öffentlichen Kirchenvisitation einsegnen zu lassen, und nun der Hauptinhalt der Traureden darin bestand, daß er die Brautleute lobte, sich nicht gescheut zu haben, mit ihrem Bunde öffentlich hervorzutreten, während die Meisten ihn selbst bei der kirchlichen Einsegnung vielmehr zu verheimlichen suchten. Damit soll aber ja nichts über seine Predigtweise im Allgemeinen gesagt, sondern nur angedeutet sein, wie weit auch auf diesem Gebiete seine Originalität gehen konnte. Wie er vorzugsweise ein Prediger der Sittlichkeit gewesen sein muß, glauben wir daraus schließen zu können, daß er noch später auf dem Lande einmal ein oder zwei Jahre lang in seinen sonntäglichen Predigten ganz nur der Ordnung von Reinhardts christlicher Moral folgte. Daß aber wirklich seine Predigten in Bern nicht den gewünschten Anklang fanden, scheint auch daraus hervorzugehen, daß eben dieß ihn bewogen haben soll, nach zwölf Jahren die Stadt wieder zu verlassen.

War demnach nicht dieß seine ihn auszeichnende Seite, von der er mit einem Müsli, seinem Amtsgenossen an derselben Kirche *), hätte die Vergleichung aushalten können; so gab er sich hingegen mit desto größerem Eifer allem Andern hin, was damals einen für alles Gute und

*) Ueber Müsli siehe meine biographischen Notizen im Berner Taschenbuch Jahrg. 1853 S. 271. 1857 S. 237—38. D. S.

Wohlthätige begeisterten Mann nur irgend beschäftigen konnte. Die Schulen, das Armenwesen, die Hebung der allgemeinen Wohlfahrt durch Einführung neuer Industriezweige, neuer Nahrungspflanzen oder neuer Agriculturmittel, durch Bekämpfung von Mißbräuchen u. dergl., das war sein Feld und sein Leben, dafür war er unermüdlich und mit aller Selbstaufopferung thätig, auch wo er dabei mehr Anstoß als Anerkennung fand. Seine mannigfaltigen Kenntnisse in allen diesen Gebieten waren vielleicht weniger gründlich, als auf's Praktische gerichtet; aber das Interesse, namentlich für Botanik, blieb bis in sein Alter frisch. Wir finden ihn zwar nicht unter den Mitgliedern der ersten 1786 zusammengetretenen Naturforschenden Gesellschaft in Bern, wohl aber unter denen der 1802 neu begründeten Gesellschaft. Im Jahr 1797 wurde er, bei dem ersten Versuch einer Vereinigung Schweizerischer Naturforscher, von den im Oktober zu Herzogenbuchsee versammelten Begründern dieser durch die Kriegsjahre bald wieder unterbrochenen Gesellschaft zum Sekretär erwählt. Mit Apotheker Morell hatte er die Verwaltung des 1796 unterhalb des Waisenhauses an der Aare angelegten botanischen Gartens übernommen *).

In diesen Bestrebungen machte er sich auch auswärts Freunde, aus deren Gedanken und Erfahrungen er Nutzen zu ziehen suchte. Er war unter Andern mit Steinmüller und Kirchofer, mit Pestalozzi und Girard, hauptsächlich aber mit Escher von der Linth näher bekannt. Der Letztere war während der helvetischen Regierung in Bern Gruners Hausgenosse, und dieser that sich etwas darauf zu gut, bei demselben vielleicht etwas zum Gedanken der Linthunternehmung dadurch beigetragen zu haben, daß er ihn auf einer Reise ins Berner-Oberland darauf aufmerksam gemacht, wie schon in alter Zeit bei Interlaken durch Leitung der Rütshinen in den Brienzensee und später durch Leitung der Rander in den Thunersee Ähnliches zu

*) Ueber Morell siehe Berner Taschenbuch Jahrg. 1853. S. 264—65. D. S.

Stande gebracht worden sei. — Für das Schulwesen, namentlich für Hebung der Primar- und Landschulen, thätig zu sein, wurde ihm Gelegenheit geboten durch die unter der helvetischen Regierung, durch den Minister Stapfer in jedem Canton neu aufgestellten Erziehungsräthe, welche sich von allen Orten über den Stand der Schulen genauen Bericht geben lassen mußten, damit von da aus die Bedürfnisse erkannt werden könnten. Unserem Gruner lag, wenn wir nicht irren, die Zusammenstellung dieser Berichte ob, wie er denn überhaupt zu solchen Arbeiten immer willig war und oft dafür in Anspruch genommen wurde. Deutlich erinnern wir uns, bei Anlaß der Erzählung davon, die merkwürdige Thatsache von ihm vernommen zu haben, daß die erste Anregung zu Neuerungen im Schulwesen von dem benachbarten Kloster St. Urban, also von katholischer Seite her, in unsern Canton gekommen sei.

Noch viel mehr war es im Armenwesen, wo er eine große und aus dem reinsten Wohlwollen hervorgehende Thätigkeit entwickelte. Ganz ähnlich wie jetzt trat auch damals die Sorge für die Armen in die erste Linie der Gedanken und Bemühungen aller Derer, welche nicht nur auf das Ihre, sondern auch auf das die Andern Angehende sehen. Theils die Zustände im Volk, welche Pestalozzi's Lienhard und Gertrud aufgedeckt hatte, theils wirkliche namentlich durch den Einfall der Franzosen hervorgebrachte Noth, theils Anregungen von Außen, wie die von Seite des Grafen von Rumford und der Hamburgischen Anstalten (schon lange vor Amalie von Sieveking), zogen Aller Augen auf sich. Da bildete sich in Bern die noch lebende Armenanstalt, mit allen ihren einzelnen Zweigen; da kam der Gedanke, anstatt Geldalmsen, den Hungernden Speise, den Entblößten Kleider, den Müßigen Arbeit zu geben, und die Jugend zur Arbeit anzuleiten; es entstanden die Sparsuppenanstalt mit ihren Mueszeichen, die Spinnanstalt, das Kleidermagazin, die Nähschulen u. s. w. An allen diesen Dingen, bei welchen sich Männer, wie Hr. Staatschreiber

Gruber*), Seckelschreiber Wytttenbach, Buchhalter Tscharner u. A., unter den Damen aber hauptsächlich die jetzt nicht mehr genug bekannte Frau Stadtschultheiß May hervorthaten, nahm Helfer Gruner den allerthätigsten Antheil, und es wurde ihm, der durch keine Familie an sein Haus gebunden war, dabei vielfach eben die Arbeit zugeschoben, zu der Andern entweder die Zeit oder die Freude fehlte. Als Zeichen davon, wie originell auch bei Sachen dieser Art seine Handlungsweise war, mag erwähnt werden, was er selbst erzählte; daß, als im Anfang gegen die Suppenanstalt von Seite der Bettler sich ein schreckliches Geschrei erhob, das Mueß sei nicht eßbar, es sei ungesund u. dergl., Gruner nun, die Köchin mit dem Topf hintendrein, von Haus zu Haus ging und die angesehensten Personen nöthigte, seine Suppe zu kosten, bis er von da aus ihr das gute Lob verschafft hatte, welches der Anstalt den Bestand gab, in dem sie noch jetzt fortblüht. Wie aber auch um den ganzen Canton er im Armenwesen sich verdient machte, zeigt ein in seinem Nachlasse gefundenes Tabellenwerk von aufgenommenen Notizen über den Zustand der Armenpflege in allen Theilen des Landes.

Ganz besonders war er thätig bei dem großen damaligen, auch schon zu sehr vergessenen Liebeswerke, als nach dem Einfall der Franzosen durch den in den kleinen Cantonen 1799 geführten Krieg und noch in andern Theilen der Ostschweiz eine solche Noth entstanden war, daß man sich in der Westschweiz geneigt fühlte, ganze Transporte von verwaisten oder hilflosen Kindern aus jenem Theile des Vaterlandes aufzunehmen. Da war auch er einer von denen, welche von Familie zu Familie gingen, bis sie für jedes dieser Kinder die Stätte gefunden hatten, wo man Vater- und Mutterstelle an ihn vertreten wollte, — welche darüber die nöthige Correspondenz führten und, wenn dann die Wagen voll Kinder ankamen, sich mit ihrer Vertheilung befaßten, bis alle untergebracht waren.

*) Ueber ihn Werner Taschenbuch Jahrg. 1853. S. 227. D. S.

Im Kirchlichen bethätigte sich sein Sinn für Bildung und heilsamen Fortschritt hauptsächlich durch Stiftung der Predigerbibliothek, die ihm allein zu verdanken ist, und die er ganz nach der von seinem Freunde Dr. Wyß gegründeten medizinischen Bibliothek einrichtete *) Aber auch in andern Zweigen blieb er nicht müßig. Wir wissen nicht, war es mehr sein botanisches, oder mehr sein Interesse für alles Gemeinnützige, was ihn dazu antrieb, selbst für Einführung des Maisbaues, für Maulbeerbaumpflanzungen und Seidenbau, nicht nur mit Rath und That durch sein eigenes Beispiel vorangehend, sondern auch als eifriges Mitglied der ökonomischen Gesellschaft thätig zu sein. Personen, die jetzt in den Sechszigen stehen, erinnern sich noch gar wohl daran, wie er ihnen als Knaben seine Seidenraupen zeigte, ihnen die Behandlung derselben erklärte und wie sie ihm Maiskolben auskörnen helfen durften, nicht ohne irgend etwas Angenehmes dafür zu empfangen. Er war überhaupt, und dieß bis in sein Alter, gegen die Jugend ungemein freundlich. Es war, wie wenn er, der Junggeselle, der durch sein etwas barsches Wesen manche Aeltern eher von sich entfernte, sich für Beides an der Jugend dadurch hätte entschädigen wollen, daß er sich so liebeich bemühte, etwas für sie zu sein, ihr Kenntnisse und Erfahrungen mitzutheilen, in ihr den Sinn für dieses oder jenes zu wecken und, wenn ihm dieß gelang, sie dazu anzuleiten. Kein Jüngling, der etwas dieser Art bei ihm suchte, ging leer von ihm weg, und hier und da schlossen einzelne sich näher an ihn an.

Eine eigene Episode in seinem Leben, von der er noch in späteren Jahren nicht ungern erzählte, bildet ein Ereigniß, das ganz unter die Rubrik der „kriegerischen Abenteuer eines Friedfertigen“ gehört. Als es im Jahr 1802 darum zu thun war, sich der helvetischen Regierung zu entledigen, und gegen deren Truppen noch ein kleiner Krieg geführt wurde, sollte der an diesem Theil nehmenden Ber-

*) Ueber Dr. Wyß, Berner Taschenbuch Jahrgang 1853
S. 313—14. D. S.

ner=Mannschaft ein Feldprediger zugesandt werden. Im Kirchenconvente hatte es aber seine Schwierigkeit, den rechten Mann dafür zu finden, bis unser immer zu Allem bereitwillige Helfer Gruner sich selbst dazu anbot. Er machte sich alsobald auf den Weg; doch nicht wissend, wo die Mannschaft eigentlich stand, ging er zunächst nach Murten und wollte hier die ihm noch gegebene Ruße zu einer Fahrt über den See benutzen, um die ihm noch unbekannte Gegend von Wistelach (Bully) kennen zu lernen. Kaum am jenseitigen Ufer angelangt, sah er sich in Feindes Land, wurde erkannt und ohne Gnade sammt Schiff und Schiffleuten zum Kriegsgefangenen gemacht; seine Uhr und sein Geld wurden ihm abgenommen, und er unter dem Triumphgeschrei der Menge in den am Wege liegenden Dörfern, die den schlichten Hrn. Pfarrer für einen Staatsgefangenen von hoher Bedeutung hielt, nach Milden in's Gefängniß geführt. Hier wurde er von zwei Soldaten bewacht, von denen der eine innerhalb, der andere außerhalb seiner Thür postirt war. Die Gefangenschaft dauerte jedoch nicht lange und wurde ihm dadurch versüßt, daß theilnehmende Damen ihn mit Speise und Trank zu erquicken suchten. Namentlich erzählte er gerne, wie er da, solche Freundschaftszeichen nicht verschmähend, für sein ganzes Leben die letzte Tasse Kaffee getrunken habe; indem er sich sonst dieses fremden Getränkes völlig enthielt und in seinem ganzen Habe und Gut keine Kaffeekanne sich vorfand. Nach ein oder zwei Tagen schon hörte er seine zwei Schildwachen sich lebhaft aber leise mit einander besprechen, fragte was es gebe, sah dann seinen Wächter ganz ruhig die helvetische Cocarde vom Hut nehmen und die dafür bereit gehaltene roth und schwarze Berner=Cocarde aufstecken, vernahm auch bald, daß die helvetischen Truppen abgezogen, die Berner hingegen im Anmarsch seien. Bald wurde er befreit und hatte nun die Freude, nicht nur das Corps, welchem er eigentlich angehörte, seinen feierlichen Einzug in Milden halten zu sehen, sondern auch kurz darauf, da der Feldzug beendet war, mit demselben wieder nach Hause zurückkehren zu können. — Es ist natürlich, daß dieses nicht ganz ange-

nehme Erlebnis, in der Stimmung jenes Augenblickes, in Bern eine lebhafte Theilnahme für ihn erweckte, und als Zeichen derselben erhielt er, für die eingebüßte, eine Uhr zum Geschenk, deren Inschrift ihre Bedeutung nannte. Es mag am besten den Geist der Geber und den Geist des Empfängers bezeichnen, wenn wir den Brief hieher setzen, mit welchem ihm diese Uhr überbracht wurde *): „Ich habe „den Auftrag von einigen Damen der Spinnanstalt und „andern Ihnen sehr zugethanen Freunden diese Uhr Ihnen zuzustellen. Es ist kein Dank, das Herz allein kann „ihn geben; es ist keine Entschädniß, — Liebe zur Wahrheit, zum Recht, zum Vaterland, zur Menschheit, wie Sie „sie ausüben, erweckt mit jedem einzelnen Zug edlere Gefühle und nicht einen so trockenen Wunsch. Ein Ereignis, „das alle guten Leute innigst freute, der Sieg vaterländischer Freiheit über die vom Feind erschaffene Gewalt, erzeugte Umstände für Sie, welche vielseitige Theilnahme „Ihrer Freunde erweckten. Doch, welches Opfer hätten „Sie nicht Ihrem Vaterlande gern gebracht! Sind nicht „viele Edle, die immer noch zu allen Opfern bereit sind! „Die Freude nun, daß Sie noch unter dieser Zahl blieben, die Freude an Ihrer Befreiung war wohl eines Andenkens werth. Sie lehren uns noch ferner durch eigenes „Beispiel jede Stunde für das Leben benutzen, wo wir „sind; um alsdann auch zu leben, wann keine Zeit mehr „seyn wird.“ Dieses Andenken rührte ihn so, daß er seinen Dank dafür in einem poetischen Ergusse aussprach, dem einzigen, den wir von ihm kennen.

So gingen die Jahre seiner amtlichen Stellung in Bern unter der mannigfaltigsten, hier kaum angedeuteten Thätigkeit dahin. Er lebte dabei für sich so einfach, wie immer möglich; eine alte Magd besorgte das Hauswesen. Weltumgang war nicht seine Sache, aber in befreundeten Familienkreisen war er gerne, immer willkommen, von an-

*) Der Ueberbringer war der noch lebende Hr. alt-Schultheiß Fischer, damals ein Jüngling von 17. Jahren; desselben Vater war der Verfasser des Briefes.

genehmem, heiterm und stets lehrreichem Umgang. Dennoch scheint ihm sein Leben und Wirken in der Stadt auf die Länge nicht zugesagt zu haben. Im Frühjahr 1807 bewarb er sich um die Pfarre Herzogenbuchsee, eine der größten Kirchgemeinden des Cantons, und zog im Sommer dieses Jahres dorthin; hiezu hatte wahrscheinlich der Wunsch mit beigetragen, es auf den umfassenden Pfarrgütern mit der Landwirthschaft auch einmal praktisch zu versuchen. Von seiner dortigen Wirksamkeit wissen wir am wenigsten; nur das, daß es hieß, er sei mit dieser Gemeinde, in der er, nun bereits über 50 Jahre alt, zum ersten Male als eigentlicher geistlicher Hirt und einziger Seelsorger stand, nie in das rechte Verhältniß der Liebe und des Zutrauens gekommen, ohne welche der Pfarrer in seinem Amte unmöglich die gewünschte Befriedigung finden kann. Es hieß auch, neue Einrichtungen auf seinem Pfarrlande haben ihn mit den Nachbarn in Konflikte gebracht, die ihm viel Verdruß zugezogen und das Leben verbittert haben. Schon nach vier Jahren sah er sich daher wieder nach einer andern Pfarre um und kam im Sommer 1811 nach Zimmerwald, auf der Höhe des Längenberges, wohin ihn gewiß theils die bekannte, von seinem ehemaligen Hausgenossen Escher so oft bewunderte Alpenansicht, theils die Hoffnung zog, mit den einfachen, eher etwas rauhen Landleuten auf dem Berge besser zurecht zu kommen, als mit der Feinheit einer industriellen Halbcultur. Keine dieser Hoffnungen wurde getäuscht. Die herrliche Alpenansicht von Zimmerwald blieb eine seiner Lebensfreuden bis zu seinem Ende, und er vergaß nie die Tage zu bemerken, an welchen ihm die Sonne zweimal aufging, zuerst links vom Finsteraarhorn, hinter dem sie wieder verschwand, und dann auf der rechten Seite desselben. Er selbst stand wirklich auch mit der Sonne auf, und nicht selten geschah es, daß, wenn er von Zimmerwald aus seine Freunde in Bern besuchte, er diese zuerst aus dem Schlaf aufwecken mußte, bevor er sie sprechen konnte. Sein Leben war überhaupt mehr ein Leben im Freien, als im Zimmer: bald war es die Bewirthschaftung seines Pfarrgutes, die ihn aufs Feld rief; bald waren

es weitere Wanderungen zum Besuch der Schulen; oder zu dem von benachbarten Freunden, wobei es ihm auf ein Paar Stunden mehr oder weniger nicht ankam, er auch das Wetter nicht scheute, so daß, als man ihm einst einen Regenschirm anbot, er kurz antwortete, er sei weder von Zucker noch von Salz und fürchte daher das Naßwerden nicht. Wie im Geistigen, so auch auf solchen Wanderungen ging er lieber seinen eigenen Weg, als den gewöhnlichen, und suchte, den Wanderratten ähnlich, gerne den geradesten aus, wie er denn z. B. von Bern nach Zimmerwald bisweilen mitten über den Gurten ging, von da ins Könizthal hinunterstieg und auf der andern Seite desselben wieder am Längenberg aufwärts. Er kannte daher weit herum jeden Pfad und jedes Haus. Dabei begleitete ihn auch sein botanisches Interesse immerfort, und namentlich machte er an Waldsäumen auf eine wilde Wicke (*Astragalus glycyphyllus*) Jagd, von der er hoffte, sie noch zu einem gesuchten Futterkraut zu erheben. In seiner Landwirthschaft ging er am wenigsten auf eigenen Gewinn, sondern wesentlich darauf aus, einerseits ökonomische Neuerungen zur Kenntniß seiner Nachbarn und so allmählig in Uebung zu bringen, andererseits das Pfarrland von Zimmerwald für seine Nachfolger viel erträglicher zu machen. Er versuchte es mit Düngung durch Mergelerde; mit großen Kosten führte er einen Brunnen herbei, trug er Hügel ab und füllte Tiefen aus; er umzog das Pfarrland mit einer Mauer, welche nun bleibend die schädlichen und kostspieligen Zäune ersetzen sollte, und da die Steine dazu aus dem Lande selbst ausgegraben waren, den Ertrag desselben vermehrte u. dergl. Ob Alles wohl ausgedacht und dem Zwecke entsprechend war, ist freilich eine andere Frage; ästhetisch sah es wenigstens nicht aus, daß er selbst die Beete im Garten, statt mit Buchs, mit Steinplatten einfassen ließ.

In seiner Gemeinde ging es gut. Er suchte sich vor Allem mit derselben völlig bekannt zu machen, und führte ein genaues Verzeichniß über alle Häuser und Familien. Wenn er den Leuten bald dieses bald jenes ihnen Unge- wohnte vorschlugen und einreden wollte, so antworteten sie

ihm freilich rund weg, das gehe auf dem Berge nicht, es sei da nicht wie an andern Orten; aber es brachte keine Störung des guten Vernehmens mit sich, und sie lernten mit der Zeit immer mehr sein Wohlwollen, seine Uneigennützigkeit und seine Gefälligkeit anerkennen. Sie nahmen es ihm auch nicht übel, wenn schon seine Eigenthümlichkeit nicht in ihre gewohnte Weise und ihre Redensarten eingehen wollte, sondern ihnen widersprach; wenn er z. B. bei einem Manne vorbeikam, der Holz spaltete, oder bei einer Frau, die mit Waschen beschäftigt war, und sie mit den Worten grüßte: „seid Ihr fleißig?“ oder — „macht Ihr's sauber?“ sie ihm aber die gewöhnliche Antwort gaben: „o nicht gar,“ und er sie nun in fast rauhem Tone anfuhr: „das ist eben nicht das Rechte, Ihr solltet fleißig sein, Ihr solltet's sauber machen“ u. dergl. Ja, Einzelne gewannen ein nicht geringes Zutrauen zu ihm, und er stand ihnen mit Rath und That bei. Besonders armen Kindern suchte er dadurch zu helfen, daß er ihnen Alles abkaufte, was sie an gesammelten Beeren u. dgl. ihm brachten, und er daher oft ganze Vorräthe z. B. von getrockneten Heidelbeeren besaß, die er dann hin und her an seine Bekannten verschenkte. Von seinem eigentlichen Amte lagen ihm am meisten die Unterweisungen am Herzen, und dann die Sorge für die Schulen, der er mit großer Treue oblag und in der er auch die Gemeinde zu nicht geringen Opfern zu bewegen wußte. Nur in Einem gefielen derselben seine Gedanken nicht. Dem Bauerngeschmacke entgegen war er besonders den großen Sandstein-Ofen feind, welche oft fast einen Viertel des Schulzimmers einnehmend den Kindern dazu dienen, sich auf denselben zusammen zu kauern, um im Winter ihre nassen Füße und Kleider zu trocknen, was Gruner für schädlich hielt. Er sann daher auf einen Ofen unter dem Fußboden, der das Schulzimmer genügend erwärmen sollte, ohne weder den letztern Nachtheil zu gestatten, noch Raum wegzunehmen. Allein die Gemeinde wollte sich einen solchen Ofen nicht gefallen lassen, bis er sich erbot, denselben auf eigene Kosten zu bauen, — was

dann auch wirklich geschah, und zwar so, daß die Construction ganz nach Wunsche gelang.

An dem 1823 sich bildenden Predigervereine für die Amtsbezirke Schwarzenburg und Seftigen nahm er seines Alters ungeachtet lebendigen Antheil, beschämte manches jüngere Mitglied durch sein fleißiges Kommen meistens zu Fuß, doch einmal auch zu Pferde, und würzte die Unterhaltung immer durch seine originellen, so ganz aus dem Leben gegriffenen Meinungsäußerungen. Seltener sprach er in den Claßversammlungen der Geistlichen, doch blieb uns auch hier ein merkwürdiges Botum unvergeßlich. Nachdem man lange über einen gegen einen Pfarrer angebrachten Klagepunkt hin und her geredet hatte, wie es sich wohl mit der Sache verhalten möge, stand endlich Gruner auf und sagte: „Meine Herren, ich glaube, es kommt am wenigsten darauf an, wie es sich mit der Sache selbst verhalte; wenn eine Gemeinde gegen ihren Pfarrer klagend auftritt, so ist in der Regel nicht das, was sie anführt, der eigentliche Klagegrund, sondern etwas Anderes, das sie nicht sagt; es wäre also die Hauptsache, zu erfahren, welches hier dieses Andere sei.“

Das zunehmende Alter hielt ihn natürlich immer mehr von den größern Reisen und Ausflügen ab, wie er sie früher so sehr geliebt hatte; dagegen blieb er für kleinere Wanderungen nach Bern und die Umgegend von einigen Stunden immer noch frisch und munter genug, bis an seine letzten Jahre hin. Indessen zog er sich immer mehr von allem Erscheinen in größern oder entferntern Kreisen, und völlig auf den Umgang mit einigen wenigen alten Bekannten zurück. Als ein Nachbar ihm auf seinen 70. Geburtstag eine ganz kleine trauliche Feier bereiten wollte, mußte er ihn fast mit List herbeizulocken suchen, sonst wäre er nicht gekommen. Als ihm dann aber nach Tische, in einem Beilchenfranz und mit einen Glückwünschungsschreiben im Namen des Pastoralvereins, eine Medaille in Bronze überreicht wurde, welche das Brustbild seines alten Freundes Escher von der Linth trug, war er doch sichtbar er-

freut und gerührt; er dankte herzlich, wußte sich aber doch nicht lange nachher unbemerkt wieder zu entfernen.

Zu Hause, in seiner stillen Kammer, machte er dem immer reichen Fluß seiner mannigfaltigen Gedanken durch die Feder Luft. Er schrieb sehr viele Briefe, die ihm gleichsam das Gespräch mit seinen Freunden ersetzten. Er nahm Theil an einer kleinen Schrift über die — „Verbesserung des geistlichen Standes“ — die damals der Gegenstand vielfachen Nachdenkens war. Er schrieb Aufsätze über Oekonomisches, über das Armenwesen, über den Mißbrauch des Eides vor Gericht, namentlich über das, was er die Gegenseitigkeit des Eides nannte, d. h. die gleiche Schuld des den Eid Fordernden wie des den Eid Leistenden u. s. w. Er hatte gewöhnlich irgend etwas dieser Art, das ihn kürzere oder längere Zeit vorzugsweise beschäftigte. Solche Abhandlungen schickte er dann einfach diesem oder jenem Freunde, um dessen Urtheil darüber zu vernehmen *).

In seinem eigenen Innern wurde er zusehends immer ernster, seinem Ende und der Ewigkeit zugewandt. Seinem Gott dankbar dafür, daß er ihn, dessen Eltern und Geschwister alle früh gestorben und der selbst jung von Brustkrankheit bedroht gewesen, zu so hohen Jahren habe kommen lassen, hing er doch in keiner Weise an diesem Leben. Auch sah er sich genöthigt, in seinen letzten Jahren einen Bicar zu halten, in dem er zugleich einen Gesellschafter zu gewinnen hoffte. Ein zunehmendes leibliches Gebrechen machte ihm viel Beschwerde, aber nie hörte man eine Klage aus seinem Munde, während hingegen etwas von mürrischem Wesen allerdings auch bei ihm zunahm. Mehr in zufälligen Aeußerungen, als in absichtlichen Worten verrieth es sich, wie er Leben und Tod betrachtete. Als einmal große Klage war um ein noch ganz jung verstorbenes lebenswürdiges Frauenzimmer, sagte er nur kurz: „sie ist früh vollendet worden;“ und als seine Magd am Neujahr

*) Mehrere dieser Arbeiten sind gedruckt erschienen, zum Theil anonym; verschiedene schweiz. Zeitschriften enthalten gediegene Abhandlungen aus seiner Feder. D. H.

ihm ganz treuherzig gute Gesundheit und langes Leben wünschte, zankte er sie darüber aus, wie sie ihm doch in seinem Alter einen so unverständigen Wunsch bringen könne.

So ging er still und immer einsamer, aber ruhig und getrost seinem wirklichen Ende entgegen, das er am 16. Hornung 1830 erreichte, ohne besondere Leiden, in seinem nicht ganz vollendeten 74sten Jahre. Sein kleines erspartes Vermögen hatte er dem Waisenhause seiner Vaterstadt Bern vermacht, schon vorher sagend, es unter seine vielen entfernten Verwandten zu theilen sei es zu klein, einen einzigen ohne Grund damit zu bevorzugen sei es zu groß*). Der Zeichner dieser so ungenügenden Skizze erhielt zum Andenken aus seiner Verlassenschaft ein Reliefsmedaillon aus Alabaster, den seligen Niklaus von der Flüe darstellend. Dieses Medaillon gilt ihm seither immer als das Bild des sel. Gruner, seines verehrten väterlichen Freundes. Schon im Aeußern scheinen ihm die großen Züge der hageren Gestalt eine Aehnlichkeit darzubieten. Ein Einsiedler war auch Gruner, wenn schon nicht mit der Rutte angethan; und wenn jener, nach der Erzählung, Jahre lang ohne Speise und Trank leben konnte, so lebte dieser in Wahrheit so einfach, so bedürfnislos, mit so Wenigem sich begnügend, wie es nach den gewöhnlichen Begriffen nur denkbar ist**). Vollends aber waren sie darin gleich, daß sie Beide Männer des Friedens, Männer der Liebe waren, sich selbst völlig vergessend, um nur Andern zu dienen, ihres Vaterlandes Nutzen zu fördern und um sich herum Segen zu verbreiten.

*) Mit wahrer, herzlicher Befriedigung wies er bei der Schenkung darauf hin, daß sein bescheidenes Vermögen keinen einzigen unrecht erworbenen Pfennig enthalte. D. S.

**) Prof. Zeender pflegte (nach Mittheilung eines noch lebenden Zuhörers) in seinen philosophischen Vorträgen in der zu Anfang dieses Jahrhunderts in Bern bestehenden wissenschaftlichen Lehranstalt unsern Gruner als Beispiel „katonischer Tugend“ hinzustellen. D. S.

